

bleibt, einer, der aushalten kann. Ich laufe keinem Wanderprediger nach. Was mir heilig ist, ist eher ein Stuhl, wo ich sitzen kann, die Sachen ansehen und abwarten.“  
*Da sagte Jesus zu Simon: Fürchte dich nicht! Von jetzt an wirst du Menschen fangen.*

Das ist schön gesagt. Jedenfalls, wenn vor einem ein Handwerker sitzt, der alles versucht, zu bleiben, wie er ist. Petrus, der Stein, möchte gerne liegen bleiben, wo er liegt. Er ist erschüttert von dem Reichtum, den der See plötzlich gibt. Der alte harte See, mit dem er so lange kämpfte, wird plötzlich mild und weich und freigiebig. Das alte harte Herz in seinem Leib wird plötzlich mild und weich und freigiebig. Das erzeugt ein panisches Gefühl. Der Spezialist des Wartens und der Hartnäckigkeit will auf keinen Fall sein ganzes Leben wegwerfen. Er will Fischer bleiben.

Und nun hört er, soll er Menschen auffischen. Die Fische, die er aus dem See holt, sterben, wenn sie an die Luft kommen. Die Menschen, die er aus dem See holt, beginnen zu leben, wenn er sie aus dem Wasser holt. So stellt er es sich jedenfalls vor. Ein Menschenfischer fischt die Menschen aus dem Wasser, rettet sie, so dass sie leben können. Mit dieser Milde, die er bei Jesus spürt, lässt sich das Leben anlocken. Man muss ihm nicht mehr auflauern. Es gibt sich von selbst. Mit dieser Milde befiehlt der Mann Jesus, befiehlt eigentlich nicht, sondern bittet, und es wird Wirklichkeit, worum er bittet, als ob er befehlen würde. Er muss aber nicht befehlen. Es geht so. Er lässt eine Seite in den Menschen klingen, die es vorher noch nicht gab, die vorher noch nicht geschwungen hat. Er lässt etwas heraufsteigen, von dem wir nicht wussten, dass es das in uns gab. So ausgefischt wir uns manchmal fühlen. Es kommen doch noch Fische von unten herauf, von denen wir nichts ahnten. So müde wir manchmal sind. Es kommen doch Kräfte von irgendwo her, so dass wir weiterleben können.

Er lässt etwas heraufsteigen, von dem wir nicht wussten, dass es das in uns gab, wie die Fische, die aus dem Grund hinauf tauchen und an die Oberfläche kommen. Das Leben flieht nicht mehr, sondern drängt sich einem entgegen. Zwei Boote voll. Dem alten Seebären wird leicht. *Und sie brachten die Boote an Land, ließen alles zurück und folgten ihm.*

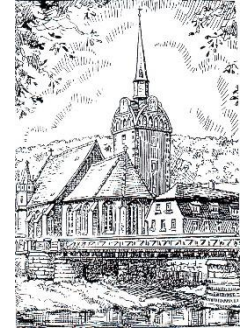
Amen.

Und der Friede Gottes, der höher und weiter ist als all unsere Vernunft, bewahre eure Herzen und Sinne in Christus Jesus. - Amen.

*Die kursiv gedruckten Sätze sind der Predigttext. Sie lesen ihn bei Lukas 5, 1-11.*

## Evangelisch-luth. Kirchgemeinde St. Marien Gera-Untermhaus

**Aussendung für den 5. Sonntag nach Trinitatis (12. Juli 2020) in Untermhaus, Thieschitz, Rubitz, Milbitz und Frankenthal**



Gnade und Friede von dem, der da ist und der da war und der da kommt, sei mit euch allen. – Amen.

Liebe Gemeinde, ausgefischt, fühlen Sie sich manchmal auch ausgefischt? So wie ein See, in dem keine Fische mehr sind, weil in ihm gefischt und gefischt wurde, bis nur noch Plankton und Algen übrig waren, die im trüben Wasser schweben!

Ich muss gestehen, als ich unseren Predigttext las, dachte ich an Bilder und Motive, an die die damaligen Hörer Jesu und die damaligen Leser des Lukasevangeliums bestimmt nicht dachten. Nämlich an die ausgefischten Meere. Der Kabeljau soll unter Naturschutz gestellt werden, hörte ich neulich im Fernsehen. Der Kabeljau, der verbreitete Massenfisch, neben dem Seelachs der Fischstäbchen-Fisch, soll eine Rarität werden, weil die Meere so hartnäckig ausgefischt werden, dass kein Nachwuchs mehr heranwachsen kann, nur noch Algen und Plankton im trüben Wasser schweben?

*Und Simon entgegnete: Meister, die ganze Nacht über haben wir gearbeitet und nichts gefangen, aber auf dein Wort hin will ich die Netze auswerfen.* Sie hatten zur richtigen Tageszeit gefischt, nämlich in der Nacht. Am Tag würde der Schatten des Bootes die Fische vertreiben. Sie haben am Rand des Sees Genezaret gefischt, wo die Netzwand, oben Korkschwimmer, unten Bleigewichte, durchs Wasser gezogen wurde und alles aufnahm, was im Weg schwamm. Die ganze Nacht über haben sie die Netzwand durchs Wasser gezogen und kein Fisch blieb darin hängen. Da haben die Jünger bestimmt nicht an das Problem der mangelnden Nachhaltigkeit der Fischwirtschaft im alten Orient gedacht. Der See war ihr Ernährer. Der See ernährte die Menschen, die um ihn herum wohnten, zumindest die Fischer. Er spendete in der Regel Nahrung und Auskommen, aber manchmal blieb sein Segen aus. Da konnte man nichts machen, außer am Ufer sitzen und die Netze waschen, sich auf den nächsten Fischzug vorbereiten. Und dann sitzt der Fischer Simon da und prockelt aus dem Netz heraus, was darin hängen geblieben ist, aber eigentlich nicht gefangen werden sollte. Und neben ihm ist einer der Wanderprediger. Um ihn herum drängt sich eine Menge.

Sie schieben ihn fast ins Wasser. Er spricht, und da alle möglichst alles mitbekommen wollen, kommt die Menge immer näher. Aber der Mann weiß sich zu helfen. Er steigt einfach in ein Boot, genauer gesagt, in sein Boot, es ist das Boot des Fischers Simon:

*Es geschah aber, während das Volk sich um ihn drängte, und das Wort Gottes hörte und er am See Gennesaret stand, dass er zwei Boote am Ufer liegen sah. Die Fischer waren ausgestiegen und wuschen die Netze. Da stieg er in eines der Boote, das Simon gehörte, und bat ihn, ein wenig vom Land wegzufahren. Dann setzte er sich und lehrte die Menge vom Boot aus.*

Da wird nun das Boot des Fischers Simon zur einer Art „Eventbühne“. Ich muss Ihnen gestehen, da denke ich immer an die Bregenzer Seebühne. Nicht nur weil ich einmal einen Urlaubstag in Lindau am Bodensee verbracht habe, sozusagen in Sichtweite, sondern weil ich mich an die Fußball-Europameisterschaft 2008 erinnere. Da war die Seebühne Fernsehkulisse und gleichzeitig Public-Viewing-Arena. Sie erinnern sich vielleicht an das gigantische Auge, das den Fernsehreportern stets über die Schultern sah, das Auge, das auf die schauenden Festspielzuschauer zurückschaute. Genauso stelle ich mir die Szene auf dem See Genezaret vor.

Hinter Jesus das große Auge Gottes. Wenn Jesus redete, glaubten die Leute, Gott selbst schaue sie an. Deshalb drängten sie so. Und nun saß der Rabbi, wie es die Rabbinen tun - und lehrte - von der Seebühne aus. Und die Seebühne war sein Boot, Simons Boot. Eben noch hatte er am Ufer gesessen und Netze gewaschen und dann war der Rabbi einfach in sein Boot gestiegen. „Fahr ein wenig vom Ufer weg!“, hatte der Rabbi gesagt. „Beweg dich schleunigst - ein wenig - aus meinem Boot heraus!“ hatte ihm auf der Zunge gelegen, aber er hatte den Mann angeschaut und getan, was er gesagt hatte. Dieser hatte nicht die einschüchternde Autorität, mit der ein römischer Hauptmann sein Boot beanspruchte. Die taten das manchmal. „Siehst du die Stadt da, Jude?“ „Ja, Herr!“ - „Fahr mich hin!“ Und dann war ein halber Tag weg und einen Fahrlohn gab es auch nicht. Das nahmen sich die Besatzer heraus Dieser hier sagte es freundlich, wie eine Bitte, eine Bitte, die man nicht abschlagen konnte.

Er freute, sich den Mann zu fahren, das konnte er nicht leugnen. Er konzentrierte sich auf sein Ruder, mit dem er das Boot weitgehend auf derselben Stelle hielt. Er hörte kaum, was der Mann sagte. Er war religiös nicht besonders interessiert, sozusagen religiös unmusikalisch. Er hielt sich für nicht heilig genug. Und er war auch ein Praktiker, kein Denker. Er konnte Fische fangen. Diese Nacht freilich nicht, aber prinzipiell wusste er, was man tat und was man nicht tat. Wie der Mann in seinem Boot so redete, fasste er eine Zuneigung zu ihm. Zuneigung war fast zu wenig gesagt. Als er aufgehört hatte zu reden, sagte er zu Simon: Fahr hinaus ins Tiefe, und werft eure Netze zum Fang aus! Und Simon entgegnete:

*Meister, die ganze Nacht über haben wir gearbeitet und nichts gefangen, aber auf dein Wort hin will ich die Netze auswerfen. „Auf dein Wort hin.“ Petrus hörte sich selbst reden. Am hellerlichten Tag. Der Schatten des Bootes vertreibt die Fische. Aber das war eigentlich kein Problem, denn in der Mitte des Sees, im Tiefen, da gab es sowieso keine Fische, bzw. ihre Netzwand ging nicht tief genug. Die Fische, wenn es sie denn gab, schwammen darunter hinweg. Aber an diesem Tag kamen sie alle nach oben. Wahrscheinlich wollten sie auch den Meister sehen, ihm nahe sein. Simon spürte die Netze schwer werden.*

*Sie fingen eine große Menge Fische, ihre Netze aber drohten zu reißen. Da winkten sie den Gefährten im anderen Boot, Sie sollten kommen und mit ihnen Hand anlegen. Die kamen und sie machten beide Boote so voll, dass sie beinahe versanken.*

Zwei Boote voll. Am hellerlichten Tag. Dort gefischt, wo es keine Fische gab. Gewiss, das war möglicherweise ein Wunder, aber was Simon viel mehr erstaunte, war, dass dieser spröde trockene See, dem er die ganze Nacht versucht hatte, ein paar Fische abzujagen, dass dieser See, von dem er lebte, und der ihn immer wieder geradezu verhöhnte, indem er keinen Fisch hergab, dass dieser See - plötzlich – all seinen Reichtum freiwillig hergab. Sonst klammerte der See sich an jeden Fisch, aber nun schaufelte er die silbernen Leiber nur so in das Boot hinein. Wer einmal eine ganze Nacht vergeblich gefischt hat, der weiß, wie man einen See hassen kann. Aber so wie er Simon gesagt hatte: „Fahr ein wenig auf den See hinaus!“ und Simon in sich die Freundlichkeit aufsteigen spürte, und Simons Grimm fadenscheinig und durchsichtig wurde, bis er ganz verschwunden war, so ähnlich hatte er wohl mit dem See gesprochen, dort wo er am tiefsten war. Und aus der Tiefe kam der Segen hoch.

Das war geradezu unheimlich. *Als Simon Petrus das sah, fiel er Jesus zu Füßen und sagte: Geh weg von mir, Herr, denn ich bin ein sündiger Mensch.* Denn er und alle mit ihm erschrecken über den Fang, den sie getan hatten; so auch Jakobus und Johannes, die Söhne des Zebedäus, die Simons Gefährten waren. „Ein sündiger Mensch“, ehrlich gesagt wusste er gar nicht, was er damit meinte. Er wollte nur sagen: „Du machst mir Angst, wie du alle zu dir ziehst!“ Erst die Menschen am Ufer, dann die Fische aus der Tiefe und zwischendurch das Herz des Simon, das ihm entgegenflog. Er fühlte sich leicht und zugleich grob und schwer. Alles in ihm drängte zu dem Mann hin. Alles zog ihn von dem Mann weg.

„Ich bin ein Praktiker“, wollte er sagen, „ein Spezialist für das Normale. Am Strand sitzen, die Netze waschen, griesgrämig aussehen, warten können, hartnäckig sein, in der nächsten Nacht wieder rausfahren, mal in die andere Richtung. Irgendwann würde es gehen, wie es immer gegangen war. Ich bin einer der wartet, am Ort